

Bärbel Reetz Hesses Frauen



insel taschenbuch 5079

Bärbel Reetz

Hesses Frauen



Man kennt ihn, den Dichter Hermann Hesse, und sein Werk in aller Welt. Über seine Frauen weiß man wenig. Nur eine, Ruth Wenger, hat fast ein halbes Jahrhundert nach der Scheidung, auf wenigen Seiten, ihre Erinnerungen notiert – verbittert darüber, »dass die Bedeutung, die ich in Hermann Hesses Leben hatte, in allen Biographien verschwiegen, verwischt, tot geschwiegen wurde«. Und Mia Hesse, seine erste Ehefrau und Mutter seiner drei Söhne, schrieb nach der Scheidung an eine Freundin: »Ich fühle mich nicht mehr mit ihm verbunden. Ich könnte nie mehr mich seiner Überlegenheit fügen. Das ist vorbei, denn er kann mir nur noch als Dichter etwas geben.«

Gestützt auf Dokumente aus dem Nachlass, darunter zahlreiche unveröffentlichte Briefe, richtet Bärbel Reetz ihren Blick auf Hermann Hesses Frauen: die Fotografin Maria Bernoulli, die Sängerin Ruth Wenger und die Kunsthistorikerin Ninon Dolbin-Ausländer.

Drei Ehen, zwei Scheidungen, drei Schicksale. Bärbel Reetz zeichnet die Porträts dreier ungewöhnlicher Frauen und macht auch neue, bisher wenig beachtete Facetten der Persönlichkeit Hesses sichtbar.

»Sehr lesenswert. Minutiös wird hier nicht nur das Privatleben des Dichters geschildert, sondern parallel dazu die Entstehungsgeschichte seiner Werke.«
SWR 2

»Für die Beschäftigung mit dem ewigen Zeitgenossen Hesse ist das hier ausgebreitete Material eine unentbehrliche Grundlage.« *Badische Neueste Nachrichten*

Bärbel Reetz, geboren 1942, lebt als Autorin und freie Journalistin in Berlin; ihre Arbeiten wurden mehrfach übersetzt und mit Preisen ausgezeichnet, u. a. 1994 mit dem Bettina-von-Arnim-Preis für die Erzählung *Virginia oder die Gleichzeitigkeit* und 2021 mit dem Preis der Internationalen Hermann Hesse Gesellschaft in Anerkennung ihrer Arbeiten zum Werk Hermann Hesses.

Bärbel Reetz
Hesses Frauen

Insel Verlag

Neuausgabe von insel taschenbuch 4124, erschienen 2012.



Erste Auflage 2024

insel taschenbuch 5079

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlag: Anke Rosenlöcher

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68379-7

www.insel-verlag.de

Was im Denken und in der Kunst mein Vorzug ist, das macht mir im Leben, besonders bei den Frauen, oft Beschwerden: daß ich meine Liebe nicht fixieren kann, daß ich nicht Eines und Eine lieben kann, sondern das Leben und die Liebe überhaupt lieben muß.

Hermann Hesse

Vorwort

Man kennt ihn: Hermann Hesse. Auch ich glaubte, ihn zu kennen: den alten Weisen von Montagnola, den Einsiedler-Asketen, gelassen den östlichen Lehren zugeneigt. Den jugendlichen Camenzind, suchenden Sinclair, verzweifelt-wüsten Steppenwolf. Den Dichter von, wie er selbst sagt, »zahlreichen, eher schonungslosen Selbstanalysen«. Sein Werk: in aller Welt. Millionen lasen und lesen seine Gedichte, Erzählungen, Romane und Briefe, Tausende von Seiten an die Familie, Freunde, Fremde, Frauen. Hesses Briefe ersetzen Tagebücher, sind tägliche Mitteilungen über seine Arbeit, Gefühle, Pläne, Probleme, geschrieben in dem Bewußtsein, daß diese eines Tages nicht nur von den Adressaten, sondern auch von einer breiten Öffentlichkeit gelesen werden. Manche publizierte er schon zu Lebzeiten, andere wurden für viele Jahre gesperrt.

Nach Hesses Tod begann seine Frau Ninon, die Dokumente aus seiner Kindheit und Jugend herauszugeben, Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen und *Gesammelte Briefe* folgten. In diesen lese ich über Hesses Frauen, seine Ehen, Konflikte und Scheidungen, zunehmend verwirrt über seine Befindlichkeiten, rückhaltlosen Bekenntnisse, verstört von der Schroffheit seiner Urteile über die Frauen, die sich entschlossen hatten, ihr Leben mit ihm zu teilen, während er nicht müde wird zu betonen, daß er nie habe heiraten wollen, und dennoch dreimal eine Ehe schließt: 1904 mit Maria Bernoulli, 1924 mit Ruth Wenger und 1931 mit Ninon Dolbin.

Nur eine der Frauen, Ruth Wenger, hat, fast ein halbes Jahrhundert nach der Scheidung, auf wenigen Seiten ihre Erinnerungen notiert. Verbitterung klingt aus ihren einleitenden Worten darüber, »dass die

Bedeutung, die ich in Hermann Hesses Leben hatte, in allen Biographien verschwiegen, verwischt, tot geschwiegen wurde«.

Warum, fragte ich mich, warum wissen wir so wenig von Hesses Frauen? Kein Thema, befand Hesse, als sein Freund Hugo Ball sich im Herbst 1926 im Auftrag von Samuel Fischer anschickte, die Biographie des Dichters zu schreiben, die im Sommer 1927 zum 50. Geburtstag erscheinen sollte. Am 13. Oktober 1926 erklärt er Ball: »Meine erste Ehe steht fern genug, um, wenn nötig, kurz gezeigt werden zu können. Meine zweite dagegen ist noch nicht diskutabel.« Ein Wunsch, den Ball widerspruchslos respektiert; kein Wort zu Ruth Wenger, nur ein versteckter Hinweis, wenn er über die realen Personen in *Klingsors letzter Sommer* schreibt: »Von den andern greifbaren Figuren der Erzählung ist die ›Königin der Gebirge‹ und ihr Papageienhaus in Careno auch in Wirklichkeit vorhanden; ich habe mich öfters davon überzeugt.«

Ball kennt auch Maria Bernoulli und die drei Söhne des Paares, analysiert diese erste Ehe des Freundes scharfsichtig, wenn auch diskret und mit großer Zugeneigtheit. Keine einfache Aufgabe, sollte doch Hesses Neubeginn im Tessin 1919 mit Mias »schwerer Gemütskrankheit« gerechtfertigt werden, die »des Dichters letzte Bindungen an Familie und Gesellschaft« gelöst hatte. Dieser Satz bleibt haften. Mias Rolle in Hesses Biographie ist fortan festgeschrieben: geisteskrank, schizophren, psychotisch, eine »Wahnsinnsfrau«, weggesperrt im Irrenhaus. Daß dieses nicht mehr auf Mias Situation zur Zeit der Entstehung seines Manuskripts zutraf, wußte Ball, aber er entsprach Hesses Wunsch und ließ ihr weiteres Schicksal unerwähnt. Schließlich gesteht er dem Freund: »Nicht daß ich die Arbeit unterschätzt hätte; ich wußte, daß es nicht einfach sein würde, sich in Deinen Klingsorgarten hineinzubegeben und mit einer Topographie für Nachfolger wieder herauszukommen.«

Nach Hugo Balls frühem Tod wurde die Biographie mit Hesses Einverständnis nicht nur fortgeschrieben, sondern auch verändert, denn der Dichter befand: »Balls Betrachtung meines Lebens ist vielleicht ein klein wenig zu sehr Krankengeschichte, ich glaube, er würde selbst

heute anders fühlen, und die sogenannte Neurose weniger im Centrum finden.« Eine widersprüchliche Anmerkung, hatte er doch den Freund 1926 gemahnt: »Soweit meine Biographie einen Sinn hat, ist es wohl der, daß die persönliche unheilbare, doch notdürftig bemeisterter Neurose eines geistigen Menschen zugleich Symptom ist für die Zeitseele.« Und nachdem das Buch erschienen war, beteuerte er, trotz einiger Einwände, »wie wohl es mir tut, von einem der Wenigen, denen ich in dieser Kunst mich als Bruder fühle (...) verstanden worden zu sein«.

So mögen Ball einerseits diese freundschaftlich-brüderlichen Gefühle abgehalten haben, mehr über Mia und Ruth zu schreiben, andererseits lagen ihm weder die Korrespondenzen der Paare vor, noch lernte er vor seinem frühen Tod Ninon Dolbin genau kennen, die 1952, nach 20jähriger Ehe mit Hesse, klagte, daß anläßlich des 75. Geburtstages ihres Mannes viel über den »einsamen« Hesse geschrieben worden sei, über sein »Einsiedler-«, sein »Eremitenleben«, und daß eine gerade erschienene Biographie nur die Namen der ersten und zweiten Frau (wenn auch falsch) benennt, sie selbst jedoch keine Erwähnung findet.

Heute sind uns die Lebenszeugnisse aller Beteiligten zugänglich und geben den Blick frei auf ungewöhnliche Frauen, ermöglichen narrative Nahaufnahmen, in denen nichts fiktiv ist, sondern alles belegt und nachzulesen. Dennoch gilt auch hier: *das Beschriebene ist etwas anderes als die Wahrheit* (Thomas Bernhard).



Mia

1.

Juni 1904. Maria Bernoulli hat sich entschieden: hier will sie leben, und ihr scheint, als habe das alte Haus mit den niedrigen Stuben nur auf sie gewartet. Sie sitzt auf dem Rand des Brunnens, der zwischen Haus und Kapelle plätschert, und sieht dem Bauern nach, der davongeht, ohne sich noch einmal nach seinem ungebetenen Gast umzuschauen. Ein griesgrämiger Alter, dieser Josef Hepfer, der sie stumm gemustert hat, die Fremde mit dem Basler Dialekt und den staubigen Stiefeln. Von Öhningen ist sie am Morgen aufgebrochen, hat in Hemmenhofen ein prächtiges, leeres Pfarrhaus entdeckt. Aber das gehört der Kirche und ist nicht zu vermieten. So wanderte sie weiter, müde von der beginnenden Sommerhitze und der vergeblichen Suche.

Ende Mai hatte sie im »Überlinger Seeboten« ein Inserat aufgegeben. Sie sucht – ohne genaue Ortsangabe – eine Wohnung am badischen Ufer des Bodensees. Ungeduldig wartete sie in Basel auf Zuschriften und machte sich, als die ersten eingetroffen waren, auf den Weg, besichtigte eine kleine Villa in Überlingen – jedoch ohne Seeblick, ein verwunschenes Haus in einem verwahrlosten Garten – zu teuer. Meersburg gefiel ihr nicht: »lauter Weinberge und das Seeufer ziemlich langweilig«. Das Angebot in Wangen nahe Öhningen stellte sich als »eine enge Baracke« heraus.

Entzückt war sie von Uhldingen. Aber wo immer sie dort nachfragte, begegnete man der jungen Frau, die für sich und ihren abwesenden Verlobten ein Heim suchte, mit ablehnendem Kopfschütteln. Ent-

mutigt war sie zu Emil Strauß gefahren, der einen Hof in Bernrain bei Emmishofen bewirtschaftete und sie bei ihrer Suche beriet. Jetzt, da ihr Vater endlich der Verlobung zugestimmt hatte und die Anzeigen verschickt waren, durfte die Wohnungssuche nicht mißlingen, die Heirat nicht mehr scheitern. Versuchen Sie es in Gaienhofen, hatte Strauß vorgeschlagen, dort steht das Schloßchen zum Vermieten.

Und so ist sie erneut aufgebrochen, zur Höri, der Halbinsel zwischen Zeller- und Untersee, ist von Öhningen über Hemmenhofen nach Gaienhofen gewandert, den See im Blick und die schilfbewachsenen Ufer. Sie schaute hinüber auf die Berge und Dörfer der Schweizer Seite, nach Eschenz, nach Steckborn und hoffte, in Gaienhofen endlich das Richtige zu finden. Aber auch hier Enttäuschung: ins Schloßchen war bereits im April ein Mädchenpensionat eingezogen.

Da ist sie, auf der Suche nach einem Gasthaus, hügelan gewandert, zur Kapelle, die dem heiligen Mauritius geweiht ist, zum Dorfbrunnen unter der mächtigen Linde – und ist fündig geworden: ein altes Gehöft, von dem nur Stall und Scheune genutzt werden. Im Haus jedoch stehen fünf Zimmer und eine Kammer leer: unten eine geräumige Stube mit einem mächtigen Eßtisch, daneben ein kleineres Zimmer und oben drei Räume mit niedrigen, dunklen Balkendecken sowie »ein prächtig kühler Keller«. Wasser würde sie am Brunnen holen, abends Lichter anzünden und im Winter Öfen heizen. Rund um das Haus könnte sie Blumen pflanzen, vielleicht auch Gemüse. Und von den vorderen Kammern im oberen Stock kann man den See sehen. Hier soll er sein Arbeitszimmer bekommen, der Mann, dessen Namen sie beim Einzug tragen wird: Hermann Hesse.

Bauer Hepfer jedoch ließ sich nicht zum Überlassen des Hauses bewegen. Vielleicht war er befremdet von der selbstbewußten Frau, die allein auf Haussuche ging. Fragte sich, wer der Mann ist, mit dem sie vorgibt, einziehen zu wollen. Ein Schriftsteller, sagte sie, und sie selbst führe mit ihrer Schwester ein »Atelier für Kunst-Photographie« in Basel. Der Alte zuckte die Schultern und schüttelte verständnislos den Kopf. Aber Maria Bernoulli gibt nicht auf.

»Ich will ihm jetzt noch ein paar Leute auf den Hals schicken, vielleicht kriege ich ihn mürbe«, schreibt sie bei ihrer Rückkehr nach Basel am 21. Juni 1904 an Hesse. »Mir wäre solch ein altes, ›tolles‹ Bauernhaus, wo nicht jeder Winkel abgezirkelt ist, schon das Liebste, aber grad das ist sehr schwer zu kriegen. Doch hoffe ich jetzt immer, der grätige Gaienhofer Bauer lasse sich schließlich doch herum bringen.« Und es gelingt. Am 3. Juli, einen Tag nach Hesses 27. Geburtstag, den er bei seiner Familie in Calw verbringt, jubelt sie: »Jetzt haben wir ein Nestchen!«

Gemeinsam mit dem befreundeten Architekten Hans Hindermann und dessen Bekannten, die im nahen Horn wohnen, ist es gelungen, den hartnäckigen Bauern umzustimmen. »Er war diesmal ganz traktabel«, teilt sie Hesse mit. »Der Mietvertrag ist bereits aufgesetzt u(nd) unterschrieben, wir bezahlen also die schöne Summe von 150 Mark JÄHRLICH.« Ein Betrag, der sich aus dem Zustand des Hauses erklärt, dessen Dach und Fenster abgedichtet, die Stuben gestrichen werden müssen. Aber Maria ist geschickt, scheut vor keiner Arbeit zurück und setzt hoffnungsvoll hinzu: »Ich glaube, das Häuschen wird Dir ziemlich behagen.«

Angesehen hat sich Hermann Hesse das Haus erst nach der Hochzeit. Da zog er die verbogenen Nägel aus den Umzugskisten, klopfte sie auf den Steinen zurecht und begann, die Schäden auszubessern.

★

Für das Kommende ist sie voller Zuversicht, auch wenn sie sich hätte eingestehen müssen, daß sie ihren Verlobten kaum kennt. Zu oft waren sie getrennt gewesen, zu kurz waren die Stunden des Miteinanders. Aber das will sie nicht sehen. Sie weiß nur eines: Diesen Mann will sie heiraten.

Nach landläufiger Meinung ist Maria Bernoulli, als sie Hermann Hesse 1902 kennenlernt, mit 34 Jahren ein »spätes Mädchen«, das sich erfolgreich der Familientradition der arrangierten Ehe widersetzt hat. Während die älteren Schwestern, Bertha und Anna, seit Jahren verheiratet sind, Bertha mit Friedrich Albert von Brunn und Anna mit



Das Hepfer-Haus, das Familie Hesse von 1904 bis 1907 bewohnte

dem Pfarrer und Dekan des Tübinger Stifts, Eduard Ludwig Gmelin, beharrt Maria auf einer Ausbildung. Studieren will sie nicht, obwohl auch das für Frauen in Zürich, Bern und Genf bereits möglich gewesen wäre. Maria Bernoulli interessiert das neue Medium der Fotografie. Die will sie erlernen, und sie hat herausgefunden, daß sich in München und Berlin auch Frauen in diesem Beruf ausbilden lassen können.

In Berlin gründete Wilhelm Adolf Lette bereits 1866 einen *Verein zur Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts*, und nachdem in den ersten Jahrzehnten die Ausbildung für Berufe in Handel und textilem Gewerbe den Schwerpunkt des »Lette-Vereins« gebildet hatten, kam 1890 unter der Leitung von Dankmar Schultz-Hencke die »Photographische Lehranstalt« hinzu. Hier konnten sich Frauen auf wissenschaftlicher Grundlage mit allen fotografischen Verfahren vertraut machen. Daß Maria und ihre jüngste Schwester Mathilde Bernoulli, die sich Tuccia nannte, in Berlin ihr Handwerk gelernt haben, ist in der Familie bekannt, nachweisen läßt es sich nicht, denn das Ar-

chiv des »Lette-Vereins« wurde bei der Bombardierung des Gebäudes im Zweiten Weltkrieg vernichtet.

Fest steht jedoch, daß die beiden Schwestern nach Abschluß ihrer Ausbildung um 1900 nach Basel zurückkehrten und ein Fotoatelier in der Bäumleingasse 14 eröffneten. Sie waren die ersten Berufsfotografinnen der Schweiz, lehnten das übliche starre Posieren ab und fotografierten die Personen in ihrem gewohnten Umfeld. Sie zeigten ihre Fotos auf den jährlichen Verkaufsausstellungen in der Kunsthalle und bestanden darauf, auch die Fotografie als Kunst anzusehen. Eine damals ungewöhnliche und heftig diskutierte Position.

In ihrem Atelier sammelte sich bald ein Kreis junger Leute, um vorzulesen, zu musizieren und zu diskutieren. Hans Hindermann, der Architekt, und der Ingenieur Rudolf Böhringer, in den sich Tuccia verliebt hatte, nahmen an diesen »Jours« teil. Maler und Musiker waren regelmäßige Gäste. Und eines Abends erschien ein hagerer junger Mann mit kurzgeschnittenem Haar und runden Brillengläsern, der Buchhandelsgehilfe Hermann Hesse aus dem Antiquariat von Wattenwyl, der bereits Gedichte und Erzählungen veröffentlicht hatte. Er ist, schreibt Hesses Freund und Biograf Hugo Ball mehr als zwei Jahrzehnte später, »zu dieser Zeit noch der Dépressé mit allen Anzeichen psychischer Überlastung und äußerer Unbeholfenheit. Er hat vom Vater Gewissensstrenge und von der Mutter Choräle gelernt. Vom Schwarzwaldstädtchen haftet ihm eine gewisse Überbetonung der Manieren an; eine Vernachlässigung der Krawatte, eine linkische Scheu, ein Mangel an Beweglichkeit. Er kann nicht tanzen, nicht plaudern, keine Verbeugung machen. Er weiß nicht, die Hand einer jungen Dame zu küssen, ein rasches Billett zu schreiben; jede Geste bekommt ein Zentnergewicht. Die Weltferne der schwäbischen Kleinstadt hängt ihm an, und das Autodidaktentum, das alle Zeit frißt ...«

Möglich, daß die Schwestern Bernoulli gehört hatten, daß ihr linkischer Besucher seit seiner Ankunft in Basel vor drei Jahren beim Stadtarchivar Dr. Rudolf Wackernagel und der Pfarrerswitwe Esther La Roche-Stockmeyer verkehrte. Beide Familien waren mit Hesses Eltern

seit jener Zeit befreundet, als Johannes Hesse mit Frau und Kindern in der Stadt lebte und bei der Basler Missionsgesellschaft tätig war. Damals hatte man gemeinsam den Sommer 1883 nahe Bretzwil auf dem Landgut Rechtenberg des Ratsherrn Sarasin verbracht. Kam daher Hermann Hesses Interesse an den Schwestern La Roche? könnte sich Maria Bernoulli gefragt haben. Und welche mag er lieber? Marie, die Malerin? Oder Elisabeth, die Pianistin, die bei den Hausmusikabenden der Mutter am Flügel sitzt?

Auch Maria spielt Klavier, manchmal begleitet sie einen Gast auf der Geige. Sie liebt Chopin, und auch Hesse gesteht: »Wenn nicht Chopin wäre, der so unbegreiflich mir aus der innersten Seele redet, so wüßte ich neben Beethoven wenig Klaviermusik zu ertragen.« Das gefällt ihm an der lebhaften, kleinen Fotografin: ihr Klavierspiel. Das ist ihre Gemeinsamkeit: die Liebe zur Musik. Immer wieder lädt Maria ihn ins Atelier ein: »Ein paar Freunde und Freundinnen werden am Donnerstag zum Tee bei mir sein. Bitte kommen Sie auch ...«

In seinem Roman *Peter Camenzind*, der zu dieser Zeit entsteht, trifft sich eine »kleine Künstlerkolonie« im Atelier der Malerin Aglietti: »Es waren fast lauter Unberühmte, Vergessene, Erfolglöse, was für mich etwas Rührendes hatte, obwohl alle ganz zufrieden und fidel schienen. Man bekam Tee, Butterbrot, Schinken und Salat.«

Damit jedoch sind weder Camenzind noch sein Autor Hesse im Fotoatelier der Bernoulli-Schwester zufrieden, aber beide zieht es immer wieder in diese Kreise. Während jedoch Camenzind sich löst und sein unruhiges Wanderleben fortsetzt, folgt Hesse den undatierten, schnell hingeschriebenen Billetten und Einladungen Marias, sie im Atelier zu besuchen, zum Spargelessen, zum Spaziergang. Sie ist »furchtbar neugierig wie's Ihnen geht«. Schnell werden ihre Mitteilungen ausführlicher, wechseln ins vertraute Du, drängen: »Lieber, komm heut um 12 Uhr zu mir, wir haben dann noch ein Viertelstündchen für uns.«

Hesses Antworten kennen wir nicht, denn bis auf wenige Briefe sind sie im November 1942 bei einem Hausbrand in Ascona in Flammen aufgegangen.



Elisabeth La Roche; Hermann Hesse (Zeichnungen von Marie La Roche);
Mia Bernoulli ca. 1903

Stimmen

Hermann Hesse:

Seit Jahren war ich nicht mehr verliebt und hatte keine Liaison mehr. (...) Seit kurzem aber halte ich allabendlich einen entzückenden, kleinen, schwarzen, wilden Schatz im Arm (...) meine ganze Freizeit gehört dem kleinen Mädchen, das mir nur bis an den Bart reicht und so gewaltsam küssen kann, daß ich fast ersticke. Nach mehr muß Du nicht fragen. Heirat usw. ist natürlich ausgeschlossen, dafür habe ich eben keinerlei Talent. Dagegen frische ich meine eingerosteten Liebeskünste mit Erfolg wieder auf.

HH an Cesco Como am 4. Juni 1903 aus Basel, in: *Gesammelte Briefe*. Erster Band 1895-1921. In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse herausgegeben von Ursula und Volker Michels, Frankfurt am Main 1973, S. 104.

Maria Bernoulli:

Weißt Du, ich fühle halt immer mehr, daß ich eigentlich niemand HABE ALS DICH, der wirklich u(nd) ganz zu mir gehört – u(nd) die Folge ist,

daß ich eben schrecklich allein bin, wenn Du weg bist. Aber denke nicht, ich wolle Dir damit vorjammern, es sind einfach Tatsachen, die nun einmal nicht zu leugnen sind!

Maria Bernoulli an HH am 15. September 1903 aus Basel. Hesse Editionsarchiv. Volker Michels, Offenbach.

Hermann Hesse:

In letzter Zeit kam ich in die seltsame Lage, die Möglichkeit einer Heirat zu überlegen. Ein mir schon länger befreundetes Mädchen, das mich lieb hat, ziemlich älter als ich ist und wohl zu mir passen würde. Ich kann aber in dieser Sache mich einstweilen zu nichts entschließen, da ich zunächst noch zu arm an Gelde bin und auch vor dem Heiraten ein unbestimmtes Grauen habe. (...) Ich bitte Dich natürlich, dies nur als ganz persönlichste Mitteilung an Dich zu betrachten und nicht darüber zu reden. Ich fürchte fast, es wird am Ende doch nichts daraus, da ich zu lang warten müßte und das Mädchen nimmer jung ist.

HH an Johannes Hesse im Juni 1903 aus Basel, in: *Gesammelte Briefe*. Erster Band, S. 105.

Maria Bernoulli:

... jetzt hat Papa plötzlich wieder ganz andere Bedenken. Er hat den Camenzind zu Ende gelesen u(nd) da sagte er mir neulich, er habe dadurch solch schlechten Eindruck von Dir bekommen, dass er seine Einwilligung zu unserer Verbindung nicht geben würde. (...) Ich kann nur zuwarten u(nd) hoffe im Stillen, irgendwo zeige sich doch ein Weg für uns.

Maria Bernoulli an HH am 19. September 1903 aus Basel. Hesse Editionsarchiv.

Hermann Hesse:

Ich fand hier, was ich suchte – völlige Stille und Einsamkeit. (...) Nur bin ich leider von meinem Schatz getrennt und brauche viel Briefporto. Ich hoffe diesen Winter zu heiraten, aber der Vater sagte sehr ruppig nein, und Geld war keines da, darum muß ich jetzt arbeiten und was verdienen, denn sobald ich das Nötige im Sack habe, wird natürlich der alte Dummkopf nimmer gefragt.

HH an Stefan Zweig am 11. Oktober 1903 aus Calw, in: *Gesammelte Briefe*. Erster Band, S. 108.

Maria Bernoulli:

Ich kann mir nie denken, dass es zwischen uns zu solchen Kleinlichkeiten, Nörgeleien, Spelzigkeiten kommen könnte, wie man sie in so vielen, auch GUTEN Ehen trifft. Dazu haben wir uns zu schwer erkämpfen müssen. (...) Wir werden jede Stunde, die wir zusammen genießen, als ein Geschenk ansehen, u(nd) all die Stunden u(nd) Tage, die wir einander fern sein müssen, werden Gewichte sein, durch die unsere Liebe nur stärker u(nd) fester wird.

Maria Bernoulli an HH undatiert aus Basel. Hesse Editionsarchiv.

Hermann Hesse:

Übrigens hat mein Schwiegervater, ein biederer und frommer Mann, genau die umgekehrte Moral, daß ich seine Tochter liebe, findet er begreiflich und verzeihlich, daß ich mich verloben und heiraten will, ohne daß ich weiß, woher das Brot nehmen, findet er unrecht – (...) Für mich kommt alles darauf an, wie mein Roman aufgenommen wird. Wenn er keinen Erfolg hat, kann ich nicht heiraten.

HH an Cesco Como am 26. Oktober 1903 aus Calw, in: *Gesammelte Briefe*. Erster Band, S. 110.